

Zeitschrift: Bündner Jahrbuch : Zeitschrift für Kunst, Kultur und Geschichte Graubündens

Herausgeber: [s.n.]

Band: 6 (1964)

Artikel: Die Grenzbesetzung 1914-1918

Autor: Meng, J. Ulrich

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-971717>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 11.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Wir veröffentlichen nachfolgend den ersten Teil von Aktivdienst-Erinnerungen aus dem ersten Weltkrieg. Ein zweiter Teil wird in der nächsten Ausgabe folgen.

Die Grenzbesetzung 1914—1918

Erinnerungen von *Joh. Ulrich Meng*

Vor dem Zeughaus in Chur

Seit dem ersten Mobilmachungstag stand der Landsturm wie aus dem Boden gestampft an den Grenzen, bewachte im Landesinnern Brücken und Bahnen, Tunnels und Magazine. Überm Jura donnerten bereits deutsche und französische Kanonen, spritzten ratternde Maschinengewehre ihr vernichtendes Feuer. Unter dem Schutze der ältesten Heeresklasse vollzog sich in auffallender Ruhe die Mobilmachung der ganzen schweizerischen Armee. Unser Gebirgs-Infanterie-Bataillon 92 und verschiedene andere Truppenkontingente hatten sich in Chur besammelt.

Wenn auch der Ernst der Stunde und das Ungewisse der nächsten Zukunft den gesunden gewohnten Soldatenhumor nicht aufkommen ließ, so war anderseits doch nirgends jene Verzagtheit zu erkennen, die in den verlassenen Dörfern mit dem Abmarsch der Einrückenden Einzug hielt.

Es war kein Geringes, die unzähligen kleinen und großen Sachen, die zur persönlichen und zur Korpsausstattung eines Gebirgsfüsilier gehörten, in und an einem räumlich beschränkten Tornister zu versorgen. Und auch die sorgfältigste Packerkunst und das größte Maß von Geduld reichten nicht aus. Die Knie mußten meistenorts nachhelfen, um schließlich den prallgespannten Habersackdeckel über dem vielgestaltigen Inhalt verschnallen zu können. Über Brotsack und Kochgeschirr kam dann noch gleichsam als Oberlast eine noch nie von uns Soldaten gesehene Segeltuchtasche zu liegen. Das sei ein «gezwieter» Geldbeutel für Soldüberschüsse, deklarierte ein Witzbold. Nein, für den täglichen «Znuni» sei das Ding berechnet, korrigierte ein anderer. Als aber die

Wachtmeister jedem Füsi seine 120 Stück scharfe Patronen abzählten, da hörte das Witzen auf; denn diese «Hülsenfrüchte» mit stählernen Spitzen rochen auch gar nicht nach Emmentaler und Landjäger.

Im Schatten eines weitastigen Kastanienbaumes schufteten die Schreiber. Auf ein beinernes, weißes Täfelchen wurden mit unlösbarer Tinte Name und Einteilung jedes Wehrmannes aufgezeichnet. Mit gemischten Gefühlen hängte man diese «Grabsteine», wie die Erkennungsmarken gleich getauft wurden, um den Hals und trug sie verborgen auf nackter Brust wie einen geheimen Talisman.

Als endlich die plattgedrückten «Sardinenbüchsen», die verlöteten Verbandspatronen, in der dazu bestimmten Tasche des Waffenrockes ordnungsmäßig plaziert wurden, da merkte männiglich, daß man nicht zum gewöhnlichen Wiederholiger ausrücken werde.

Ich schwöre es!

Mittwoch, den 5. August 1914, 16.00, stand das Bataillon nach beendigter Kriegsmobilmachung vor der breiten Front der Kaserne in Kolonnenlinie bereit.

Von der Stadt her reitet in verhaltenem Trab durchs Tor der Umzäunung ein hagerer Offizier mit martialischem Schnurrbart. Es ist der Vertreter der kantonalen Regierung, Major Steinhauser. Der Kommandant befiehlt Grundstellung und meldet die Truppe marschbereit.

Wie von geheinem Zauber erstarrt, steht das mächtige Menschenviereck unbeweglich, scheinbar mit dem harten Boden verwachsen. Die aufgepflanzten Bajonette, die eingesetzten Säbel werfen Reflexe in der grellen Augustsonne. Die huschenden Lichter fragen nicht

nach Grundstellung und Vorschrift. Plötzlich hebt das Spiel an. Der alte Fahnenmarsch fährt uns in die Knochen. Aus dem Kasernentor in unserem Rücken hallen taktfeste Schritte. Es knirscht der Kies unter den schwerbenagelten Gebirgsschuhen. Eine kleine Gruppe von fünf Mann marschiert durch das Mannschaftsviereck. Es ist der Fahnenträger und die Ehrenwache. Das rauschende, klatschende Banner, die flammende Seide, die eigenartige, durch stechenden Rhythmus auffallende Musik, die harten Schritte der Fahnenwache, das alles verschmilzt zu einem seltenen, unlöschenbaren Eindruck.

Knapp vor dem Regierungsvertreter hält die Fahnengruppe an und macht scharf kehrt.

In markanten, kurzen Worten grüßt der Offizier hoch zu Roß das flatternde Feldzeichen und nimmt im Namen des Bundesrates von der Truppe den Kriegseid ab. Der Bataillons-Adjutant verliest die Eidesformel:

«Ich schwöre, der Eidgenossenschaft Treue zu leisten, für die Verteidigung des Vaterlandes und seiner Verfassung Leib und Leben zu opfern, die Fahne niemals zu verlassen, die Militärgesetze getreulich zu halten, den Befehlen der Vorgesetzten genauen und unbedingten Gehorsam zu leisten, strenge Mannszucht zu üben und alles zu tun, was die Ehre und die Wohlfahrt des Vaterlandes erfordern!»

«Käppi und Gewehr in die linke Hand» wird befohlen, dann spricht Regierungsrat Steinhauer:

«Ich fordere euch auf, die Schwörfinger zu heben und zu sprechen: Ich schwöre es!»

Tausend Hände recken sich zur Höhe. Ein Rauschen durchflutet die Stille. Hart und jedes Wort verständlich braust es durch die Luft: «Ich schwöre es!»

Es ist kein Jubel, der aus den drei Worten tönt und von der kahlen Kasernenwand als Widerhall zurückgeworfen wird, und dennoch durchzittert unser Inneres. Tiefe Ergriffenheit glänzt aus den Augen. Stumm und ehrfurchtsvoll hat die tausendköpfige Zuschauermenge auf der Straße vor dem Kasernenplatz diesen hehren Akt verfolgt. Manche Zähre wird auch in unsrigen Reihen männlich zerdrückt.

Der Fähnrich marschiert mit der Fahnenwache an seinen Standort zwischen der II. und

der III. Kompanie. Allmählich weicht die seelische Spannung. Die Augen sehen wieder klar und hart. Wir sind wieder Soldaten, ganz Soldaten, jeder mit Tugenden und Fehlern, vom jüngsten Füsiliere bis hinauf zum Major. Wir spüren etwas noch nie Erlebtes in uns. Wir haben uns alle zusammen, arm und reich, vornehm und gering, einer gemeinsamen heiligen Sache verpflichtet. Und zu nämlicher Stunde haben im ganzen Schweizerland 300 000 Männer das gleiche getan. Ein kurzer Augenblick in unserem aller Leben, ein flatterndes, flammendes Feldzeichen hat uns herausgerissen aus dem Ich, hat uns verbunden und umschlungen zum Wir. Wir sind zusammengeschweißt für eine lange, ungewisse Zeit, in der es dem einzelnen oft schwer werden wird, sein Versprechen zu halten. Wir wollen keinen Krieg, wir hassen ihn alle, aber schirmen und hüten wollen wir, wollen mit vereinter Kraft die schreckliche Brandschatzung an den Grenzwällen aufzuhalten, wollen unserem Volk und Land das kostbare Gut, den Frieden, erhalten. Und lange noch tönt es in uns weiter: «Ich schwöre es.»

Wohin geht die Fahrt?

«Auf, Alarm!» brüllt die Wache zur Türe herein. Das fängt gut an. Auf das übliche Reinmachen wird verzichtet. Zehn Minuten später steht das Bataillon in stockfinsterer Nacht bei klatschendem Regen marschbereit auf dem Sammelplatz.

«Was ist los? Wohin werden wir geworfen?» Man fragt, man mutmaßt: in den Jura hinüber, an den Rhein hinunter nach Basel oder Schaffhausen, in das Tessin! Niemand kann Auskunft geben. Wir Zugführer werden mit Fragen bestürmt. Der Hauptmann ist zum Rapport befohlen. Der Bataillons-Adjutant lässt die Gewehre zusammenstellen, die Säcke ablegen.

Endlich, nach einer langen Viertelstunde kehren die Kompaniekommendanten zu ihren Einheiten zurück. Der unsrige steigt von seinem «Sigi» herunter und ruft zuerst nach der

Beobachtungsposten auf dem Dach
einer Wachthütte am Umbrail
Juli 1916



Pferdeordonnanz. Dann wird die Kompanie kurz orientiert:

«Es ist 3.20. In zehn Minuten wird verpflegt. Um 4.00 marschiert das Bataillon ab Richtung Bahnhof. Der Feldweibel übernimmt die Kompanie.»

Wie der Hauptmann heute kurz ist! Der Gwunder wird nicht befriedigt. «Eine Anmaßung ist so was», witzelt unser Kleinster, der Füsilier Roffler hinten im Zug. «Da wird unsereins nicht einmal gefragt, ob man auch mitkommen wolle. Aber ich bin sicher, wenn wir heute verladen werden, bricht die erste Bahnbrücke unter der Tornisterlast zusammen.»

Wir marschieren in den Kasernenhof zurück. In langen Reihen stehen Kochkisten über dem flackernden Feuer. Unaufhörlich plätschert der Regen nieder. Die Küchenmannschaften haben Mühe, das Feuer zu erhalten. Sie wischen sich den beißenden Rauch mit dem Handrücken aus den Augen.

Die Frühstücksverpflegung ist beendigt. Die Züge sammeln sich bei den Gewehren. Endlich reitet der Major durchs Kasernentor. Das Bataillon marschiert ab, eine lange schwarze Kolonne. Dumpf dröhnen die Trommeln. Der Regen hat die Felle entspannt. Hinter den Vorhängen der Stuben und Kammern der Straßenhäuser erscheinen schlaftrunkene Gesichter. Auch sie scheinen zu fragen: «Wohin die Fahrt?»

Auf dem weiten Bahnhof, der noch durch keine Arosabahn eingeschränkt war, marschiert das Bataillon in Kolonnenlinie auf. Immer noch platscht der Regen und peitscht der Wind. Wir suchen Schutz längs der Gebäude. Unser jüngster Zugführer, der Bertel, wird zum Hauptmann gerufen. Bald kommt er zurück, nimmt seinen Tornister von der Pyramide weg, übergibt die Führung des Zuges dem Wachtmeister-Rechts. Dann raunt er uns im Vorbeigehen zu: «Ich fahre ins Engadin als Quartiermacher voraus.»

Der Schuß ist «dussa». Und wenn Kamerad Albert Schmid auch leise gesprochen, ein paar lauschende Ohren haben's dennoch aufgefangen. Dann geht die Neuigkeit, ohne auf den Befehl «Weitersagen» zu warten, durch die Reihen, von Zug zu Zug, von Kompanie zu Kompanie.

Es ist inzwischen heller geworden. Die Nebel hängen zwar bedenklich tief über Calanda und Montalin herunter. Bei derartigem Wetter den Humor nicht zu verlieren, bedeutet ein Kapital besitzen. In diesem Sinne waren unsere Untervazer Kapitalisten. Über drei Dutzend der Ihrigen waren in unserem Bataillon verteilt. Auch ihr Männerchordirigent war dabei. Und wo er mit seiner glockenreinen Tenorstimme einsetzte, war gleich ein vierstimmiger Gesang in der Luft. Immer größer wurde der Ring der Sänger. Wenn auch das

Wetter nicht nach Morgenglanz aussah, so tönte es nicht weniger froh und innig. Und bis man zur letzten Strophe kam: «Doch wenn des Krieges Fackel glüht, der Freiheit Aar von Gott gesandt...», da war der Gesang des Untervazer Chörlis zum rauschenden Waldstrom angewachsen, und tausendstimmig schlug der Refrain an die Steilwände des Montalin hinauf: «... mein Schweizerland, wach auf!»

Kritische Stunden an der Grenze

Unsere Kompanie stand seit Wochen zusammen mit einer andern Einheit des Bataillons in Sta. Maria i. M. Der übrige Teil desselben und der Kommandant waren in vorderer Linie auf Umbrail und Dreisprachenspitze.



Kp.-Büro III/92 «im Langen Fritz». Unterkunftshütte mit Four. Caplazi, Fw. Garbald und Four. Geh. Lang Urban

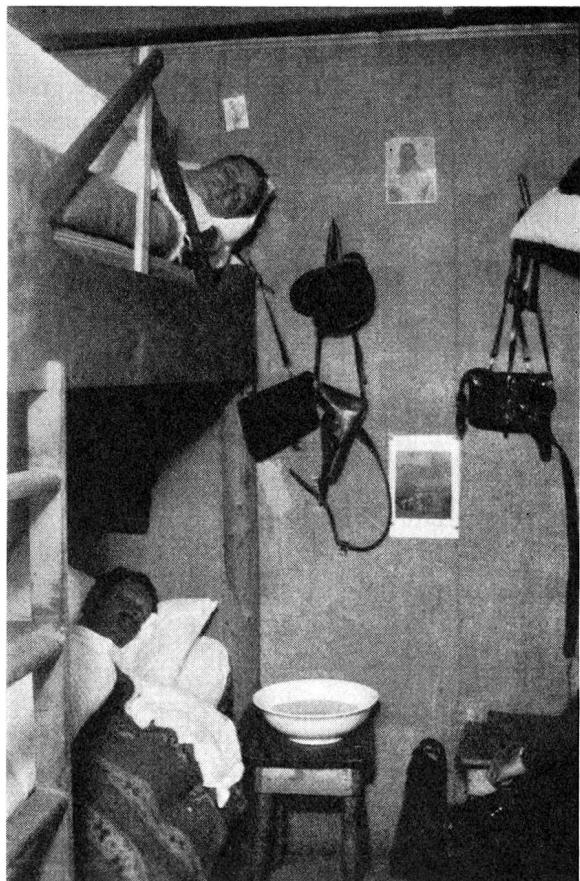
Schon wiederholt hatten die Italiener mit Artillerie- und Infanteriefeuer schweizerische Wachtposten und Patrouillen gefährdet. Wenn es sich dabei auch nicht um beabsichtigte Verletzungen unseres Hoheitsgebietes gehandelt haben möchte, so konnte und durfte die Landesregierung derlei Mißachtungen der Grenzen nicht mehr länger dulden. Nachdem nun trotz aller Proteste eine schweizerische Schildwache angeschossen und erheblich verletzt worden war, wurde auf diplomatischem Wege die italienische Regierung aufgefordert, dafür zu sorgen, daß unser Hoheitsgebiet respektiert werde. Da jedoch keine befriedigende Antwort vom südlichen Nachbar einging und österreichische Stellungen über unserem vorspringenden Berggrat bei der Dreisprachenspitze beschossen wurden, wobei die Geschosse unseren Luftraum benutzen mußten, entschloß man sich in Bern, andere Maßnahmen zur Wahrung unserer Neutralität anzuwenden.

Unsere Einheit war eben vom Gefechtschießen rechtschaffen ermüdet ab hoher Alp ins Tal zurückgekehrt. Mannschaften und Vorgesetzte genossen die Ausgangszeit in gewohnter sorgloser Weise. Nach dem Abendessen saßen wir in fröhlicher Runde, fachsimpelten zum Leidwesen derer, die lieber einen Jaß geklopft hätten.

Auf einmal wurde die Türe zum Gastzimmer aufgerissen. Die Grundstellung und das Anmelden ganz vergessend, keuchte eine Telephonordonnanz atembenommen hervor: «Der Hauptmann soll sofort persönlich ans Telefon kommen, es pressiert!» Wir machten verwunderte Gesichter und mutmaßten, wo es wohl bränzlig sein möchte. Eine Stunde verging, wir warteten immer noch auf die Rückkehr unseres Vorgesetzten, der nur selten sich abhalten ließ, um unser Zusammensein nicht verpassen zu müssen. Endlich brachen auch wir auf, in der Absicht, uns zur Ruhe zu begieben. In der dunkeln Dorfgasse rannte die erwähnte Telephonordonnanz auf uns zu und brachte den Befehl, sofort zum Rapport im Kompaniebüro anzutreten.

Bei unserem Eintreten saß der Hauptmann über Karte und Meldeblock gebeugt, ohne

aufzuschauen, ganz in die Arbeit vertieft. Mechanisch bedeutete er uns, Platz zu nehmen. Dann, nach einer Pause, hub er an: «Meine Herren, kritische Stunden stehen uns allen bevor.» Und dann fuhr er weiter: «Haben Sie schon ein Soldatentestament aufgesetzt?» Wir sahen uns nichtverstehend, ja grinsend an. Was hatten wir jungen «Lüfzger» und «Oberlüzger» zu testamentieren? Wir kannten unseren Vorgesetzten als fröhlichen, zu allerlei Späßen aufgelegten Kameraden und nahmen seine Frage nicht ernst. Drum fing denn auch unser stets zu Allotria bereiter Constanz Jecklin an, seine Glossen zu machen, welcher Kreditor bei ihm am übelsten wegkomme, wenn er seine letztwillige Verfügung treffe. Aber merkwürdig, der Hauptmann lenkte auf das Spötteln unseres Kameraden nicht ein. In seinem Gesicht verzog sich keine Muskel. Was war da los? Nun schaute der Vorgesetzte von seinen Notizen auf, sah uns fest und ruhig an und bemerkte bestimmt und mit Nachdruck, der keinen Zweifel in den Ernst der Sache aufkommen ließ: «Meine Herren, die Sache steht für uns, nicht bloß in unserem Grenzabschnitt, sehr ernst. Nachdem alle Vorstellungen und Proteste bei den italienischen Nachbartruppen und bei der Regierung in Rom, die immer wieder eintretenden Grenzverletzungen an der Dreisprachenspitze zu vermeiden und zu verhindern, erfolglos blieben und nachdem gestern und im Laufe der vergangenen Nacht unser Gebiet wiederholt überschossen wurde mit Artillerie aller Kaliber, ist von Bern aus eben die Verfügung getroffen worden, daß alle unsere vorbereiteten Stellungen längs der Grenze im Abschnitt Umbrail-Dreisprachenspitze unverzüglich zu besetzen sind. Sollten die Grenzverletzungen sich wiederholen, ist das Feuer von uns auf italienische Truppenangehörige zu eröffnen. Was das heißt, wird jeder von Ihnen selbst ermessen. Es istpunkt 23.00. Um Mitternacht wird das Detachement Sta. Maria alarmiert und marschiert verpflegt in die bereits zugewiesenen Stellungen auf Umbrail-Mitte. Genauere Befehle folgen. Hat einer der Herren noch etwas zu fragen? Wenn nicht, können Sie abtreten.» So unser Hauptmann.



Schlafkabine in der «Papiermühle» am Umbrail

Ob wir in jener Stunde bis 24.00 noch Testamente verfaßt haben, steht nirgends aufgezeichnet.

Punkt 1.00 marschierte das Detachement nach kurzer Orientierung durch den Kommandanten nach Umbrail ab. Stille war es in der Kolonne, auffallend ruhig; selbst die bekannten Witzler schwiegen. War's die stockfinstere Nacht oder die Erkenntnis vom wirklichen Ernst der Lage, in der wir uns und mit uns das ganze Schweizervolk in jenem Augenblick befanden?

Wie im Schlafwandel stieg das Halbbataillon bergan. Jeder war so sehr mit sich selbst und mit dem, was hinter ihm war, beschäftigt, daß er seiner Umgebung nicht achtete. Die Marschhalte wurden reglementarisch eingehalten, aber es ertönte keine Signalpfeife. Stumm und still vollzog sich alles.

Was in jenen nächtlichen Marschstunden überlegt, gerechnet und an guten Vorsätzen

zurechtgelegt wurde, steht in keinem Tagebuch. Es hätte interessante Seiten gegeben.

Im Osten wurde es allmählich heller. Wir hatten unser Marschziel erreicht. Der aufsteigende Morgen, der werdende Tag löste den Bann, der unser Inneres in den letzten Stunden gebunden hielt. Wie die Sonne den herbstlichen Nebel der Niederung auflöst, so wichen der nächtliche Albdruck, vom Lichte verdrängt.

Von unsren Nachbarn über den Grenzpfählen, den Italienern, wohl kaum bemerkt, besetzten wir die fertigen Schützengräben und Unterstände. Doch merkwürdig ruhig war es im österreichisch-italienischen Kampfgelände. Hatten sie ihre Feindschaft eingestellt, just in jenem Augenblick, da wir uns zur äußersten Bereitschaft einrichteten? Den ganzen Tag über fiel kein Kanonenschuß, während doch in der vorausgegangenen Nacht alle Feuerschlünde in Tätigkeit gewesen waren, und herrlicher Bergfrieden ruhte über der majestätischen Alpen- und Gletscherwelt.

Wie gewöhnlich verkehrten unsere Grenzposten mit Österreichern und Italienern, tauschten ihre Meinungen und wohl auch ihren Tascheninhalt aus. Mit dem Finger am Abzug aber stand das ganze Grenzbataillon in sichern Unterständen mitten drin zwischen zwei Feinden, deren Gewehre im Rechen zu stehen schienen.

So nahe aber wie die Posten schweizerischer und italienischer Truppen einander gegenüberstanden, so nahe standen Krieg und Frieden zwischen zwei Völkern, die beide nicht wußten, wie's da oben drum bestellt war. Ein gütiges Geschick hat uns vor dem Unglück bewahrt, denn an jenem Tage fielen keine Schüsse auf Schweizerboden, keine Petarden und Granaten überflogen unseren Grenzgrat in das österreichische Barackenlager und weiter zurück in die gefürchtete Goldseestellung. Die entspannten Gewehre wurden gesichert, und gegen Abend zogen wir uns aus den Unterständen zurück, lösten die beiden Schwesterkompanien von der Grenzwache ab und übernahmen deren Aufgaben zum zweitenmal.

Knapp über die Köpfe hinweg

Die äußerste Südecke unserer rätselhaften Heimat ist das Münstertal. Vor dem ersten Weltkrieg ragte dieser vorspringende Zipfel zwischen österreichisches und italienisches Land hinein. Vom ersten Tag der Grenzbesetzung im August 1914 an bis zum Zusammenbruch der östlichen Front im November 1918 standen Truppeneinheiten der Gebirgsbrigade 18 dort im Dienst. Die zu bewachende Grenzlinie lief zwischen Münster und Taufers nach Westen über die schwer zugänglichen Gräte und Kämme nach der Dreisprachenspitze, wei-

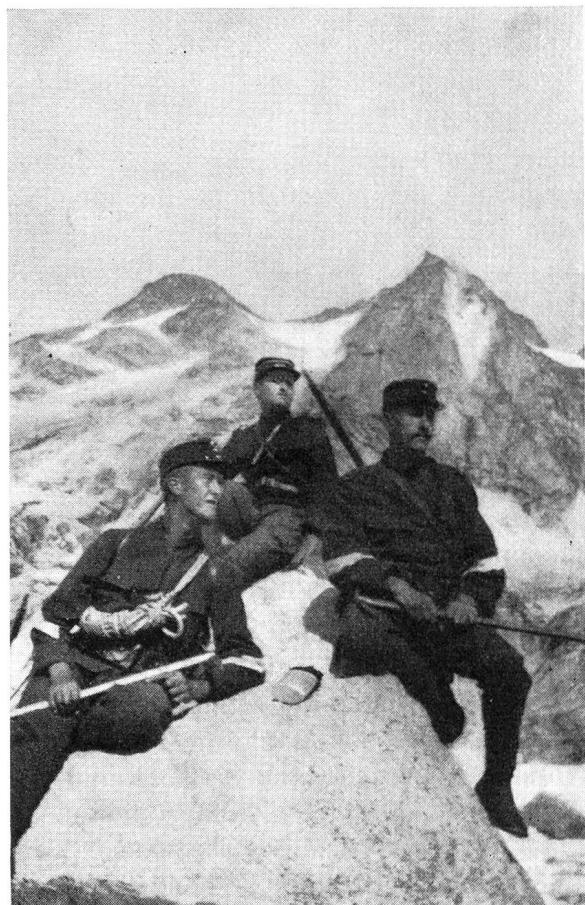


Schweiz—Österreich
Wachtposten bei Münster-Taufers
Vorn Lt. Schmid Alb., Füs. Thöni Jann
Hintergrund: 2 Tiroler Landsturmmen
Juli 1916

ter über Umbrail-Mitte nach dem Piz Umbrail und dem Eckpfeiler Schumbraida (3127 m hoch) über dem Val di Frae, dem Ursprung der Adda.

Während den Herbst- und Wintermonaten 1914/15 handelte es sich für unsere Truppen lediglich um Kontrolldienst und Beobachtung. Anders wurde es mit dem Eintritt Italiens in den Krieg Ende Mai 1915. Von da an standen sich die Österreicher und Italiener an dieser Dreiländerecke als Feinde gegenüber. Dadurch änderte sich die Lage auch für unsere Armee. Größere Truppenkontingente wurden auf dem ganzen Grenzverlauf in Bereitschaft gestellt. Der Abschnitt Dreisprachenspitze, Umbrail-Piz Umbrail verwandelte sich in ein Heerlager. Monatlang kampierten die Einheiten in gewöhnlichen Zelten. Während dieser Zeit wurden im ganzen Abschnitt fieberhaft Unterkunftshütten errichtet, so daß vom Herbst 1915 an mehrere Kompanien gute Unterkunft auch für den Winter beziehen konnten.

Unsere Einheit stand von Mitte Juni 1915 an im Abschnitt rechts auf mehrere Hütten verteilt im Ablösungsdienst. Wohl sahen wir tagtäglich in den Sicherungsabschnitt unserer Nachbareinheit hinunter und hinüber. Uns gegenüber ragte jenes äußerst interessante Dreieck, der langgezogene Grat der Dreisprachenspitze, zwischen die italienischen und österreichischen Stellungen hinein. Zuvor auf diesem Kamm, hoch über der Ferdinandshöhe oder Stilfserjoch, 2755 m, thronte als Fremdkörper ein mächtiger Hotelkasten ohne jegliche Zufahrtsstraße. Dieses Gasthaus war von den Fremden längst verlassen und diente unseren Leuten als Unterkunft. Von der Hotelterrasse oder von den Zimmerfenstern aus überschaute man hindernisfrei das ganze riesige Hochalpengebiet mit Ortler, Monte Cristallo, Dosso Reit als Eckpfeiler, was alles zu einem ganz außergewöhnlichen Kriegsschauplatz geworden war. Von dieser Dreiländerecke konnten alle Kampfhandlungen gleichsam wie von der Loge aus beobachtet und verfolgt werden, während wir in unserem Abschnitt die Artillerieduelle und die Scharmützel der Infanteristen bloß mit dem Feldstecher wahrnehmen



Offizierspatrouille mit Oblt. Bühler Leo, Kpl. Brunold und Kpl. Clavadetscher auf einem Gletschertisch im Fornogebiet

könnten. Allzugerne hätten unsere Leute drüben vom Grat aus einmal in das österreichische Heerlager, das sich hart hinter der scharfen Kammlinie in deren Schutz einen halben Kilometer weit hinzog, geschaut.

An einem Sonntagmittag beim Hauptverlesen ersuchte eine beträchtliche Zahl unserer Kompanieangehörigen, nach der Dreisprachenspitze geführt zu werden. Das Bataillonsmando willigte ein, und so führte ich denn die Abteilung, mit Gewehr und Munition ausgerüstet, in den anderen Abschnitt hinüber. Es war, ohne jegliches Gepäck belastet, ein richtiger Sonntagsspaziergang, der auch in diesem Sinne gewürdigt wurde.

Nach einem anderthalbstündigen Marsch standen wir oben auf der Ostseite des Hotels. Die dienstfreien österreichischen Soldaten, Unteroffiziere und Offiziere standen am Grenzgratzaun und plauderten mit unsren Kamera-

den vom dortigen Posten. Als sie uns gewahrten, brachen sie in einen regelrechten Jubel aus. Ein Offizier trat an das Drahtindernis heran, grüßte kameradschaftlich mit den Worten: «Na, Schweizer, ihr benützt euren Sonntag, uns zu besuchen, des is aber nett von euch. Wir können euch zwar nix bieten als reine Luft, sogar der Terlaner ist uns ausgegangen. Aber des tut nix zur Sach; wann ihr so lieb seid wie eure Kameraden drüben im Gasthaus, dann gibt's einen gemütlichen Nachmittag!» Es verlief denn auch keine halbe Stunde, so standen Bündner, bebartete Tiroler Kaiserjäger und kaum dem Knabenalter entwachsene Jungsoldaten, wie alte Freunde sich gegenseitig duzend, am trennenden Zaun. Es war ein Bild wie im tiefsten Frieden. Und bald setzte ein regelrechter Tauschhandel ein. Stumpen, Zigaretten, Rauchtabak und Schokolade wanderten unverzollt durch die Maschen des Drahtzaunes nach Tirol hinüber. An Tausch wurden allerlei österreichische Raritäten und solche aus dem Kampfgebiet herübergereicht. So wechselten bunt bemalte Kachelpfeifen, allerlei Schnitzereien, Infanterie- und Artilleriegeschößhülsen bis zum entladenen Blindgänger ihre Besitzer.

Da plötzlich krachte in dieses Jahrmarktreiben hinein hoch oben am Monte Scarluzzo ein tiefbrummender Schuß, und wenige Sekunden später erfolgte der Einschlag eines schweren Artilleriegescosses auf gleicher Höhe uns gegenüber. Steinbrocken, Erde und Geschoßteile spritzten nach allen Richtungen auseinander. Aus dieser Wolke löste sich etwas mit heulendem Pfeifen, immer näher und lauter, knapp über unsere Köpfe hinweg und prallte kaum 10 m hinter unserer Abteilung neben dem Drahtzaun auf und hüpfte dann wie ein flach geworfener Stein über einer glatten Wasserfläche weiter, bis das Ding langsam ausrollte. Sofort eilten einige unserer Leute hin, um den italienischen Durchbrenner zu bergen. Es war der Zündkopf einer Zehnergranate, also reichlich groß genug, um uns vor derlei Durchbrennern Respekt einzuflößen.

Unseren Tiroler Freunden schienen derlei Erlebnisse schon längst keine Seltenheit mehr

zu sein. Der Tiroler Hauptmann kommentierte: «Des gleicht ihnen, den Nudelschützen, hundertfünfzig Meter zu kurz! Der Schuß galt natürlich unserem Stelldichein. Des machen's mit Vorlieb, wann sich bei uns lieber Besuch einstellt und uns armen Teufeln ein paar Stumpen oder sonst was Netts schenken, dann werden's neidisch wie ihre Esel an der Kripp'. So sind's halt; die armen Teufel haben auch nix Rechts z'fressen und z'saufen! Nun aber passen's auf, i glaub, sie hab'n hohen B'such und wollen imponieren mit ihren alten Schiffs'g'schützen dort oben.»

Wir errichteten unsere Gewehrpyramiden und begaben uns nach vorn, um von der steinernen Orientierungstafel aus Umschau zu halten. Diese stand angelehnt an den Grenzstein. Wenn wir einen Schritt davon nach rechts machten, standen wir auf italienischem Boden; ein Schritt nach links, und wir befanden uns in der k.k. Doppelmonarchie Österreich-Ungarn. In unserem Rücken lag aber unsere liebe alte Schweiz.

Während wir uns mit diesen geographischen Merkwürdigkeiten befaßten, ging oben aus der Gegend des Monte Scarluzzo eine regelrechte Kanonade los. Die Einschläge galten ohne Zweifel der zu unseren Füßen liegenden österreichischen Batterie Ferdinandshöhe, die im Satteleinschnitt nur von steil einfallenden Geschossen erreicht werden konnte. Man verpuffte denn auch mehrere Salven, bis dann ein Geschoß ins Schwarze traf. Felsbrocken, Steine, Sandsacksetzen, Bretter und Erde flogen wie eine schmutzige Fontäne in die Luft. Dieser Volltreffer machte unsren neuen Freund Hauptmann Calal denn doch etwas stutzig, und er rief in den Hörer des Feldtelephons hinein: «Na, Hartmann, was ist los? Hat's was abg'setzt bei dir unten? Was, an Raderl haben's weggeschossen an anem Schubkarren. Servus! Aber halt, wir haben lieben Schweizerbsuch da oben, und die Herrn möchten mal gern sehn, wie du auf die Quarta (Quarta Cantoniera auf Umbrail-Mitte) eingeschossen bist. Spuck mal ein paar Salven den Herrn dort unten aufs Haupt, damit s' nit den ganzen Nachmittag verschlafen, schon gut!»

Der vorsintflutliche Fiat
steht wieder auf sicherer Piste



Und dann zu uns gewendet: «Ja, mein Hartmann, an Prachtskerl, hab ihn zum Adjutanten befördert, und nun führt er die höchste Batterie von ganz Österreich auf 2755 m Höhe über Meer. Dem Hartmann müßten's schon alle Raderl wegschießen, bis der sein' Ruh verlieren würd'».

Inzwischen hatte Hartmann offenbar seine Batterie wie nach der Schießkarte auf dem Ausbildungsplatz eingestellt. Und dann knallte es aus allen Rohren, und gleich darauf splitterte das schon oft geflickte Bretterdach des Ziels. Aber kein Feuer entstand; denn die Italiener hatten den ganzen Oberbau mit Sandsäcken ausgefüllt. Immerhin, die k.k. Salve hatte wenigstens zur Folge, daß die Südländer ihre Siesta unterbrachen und, wie die Ameisen zum Haufen, ihren Weg in den schützenden Steinbau nahmen.

An jenem Sonntag litten unsere Männer kaum unter der Langeweile wie bei der Einzelausbildung. Sie hatten auch Einblick genommen in ein ganz eigenartiges Kriegsgefahren, das stark abwich von den mörderischen Schlachten in ganz Europa herum, wo Tausende und aber Tausende schonungslos in immer neuen Angriffswellen in das vernichtende Feuer und Gemetzel der Feinde gehetzt wurden.

Und mancher von uns schaute, talwärts und dann nochmals bergwärts schreitend, in sich und um sich, eingedenk der drei laut und in-

brünstig gesprochenen Worte angesichts der klatschenden Fahne auf dem Kasernenplatz.

Küchenchef und Oberstbrigadier

Unsere Füs.Kp. III/92 genoß den großen Vorzug, einen ausgezeichneten Küchenchef zu besitzen, der seine beruflichen und organisatorischen Fähigkeiten schon während den vorherigen Wiederholungskursen bewiesen hatte. Als Hotelkoch an erstklassige Kocheinrichtungen gewöhnt, konnte er sich mit den Ordonnanzkochkisten der Gebirgstruppen nie recht befrieden. Und als unsere Einheit im August 1914 mit dem Sollbestand von 220 Mann einrückte, reichten die Kochkisten nicht mehr aus, um eine genügende Verpflegung zuzubereiten.

Am ersten Kompanierapport in unserer Garnison Silvaplana, an welchem der Küchengewaltige Wachtmeister Nadig «von Amtes wegen» teilnahm, meldete er sich kühn und entschlossen mit dem Begehr, eine ausreichende Kücheneinrichtung, bestehend aus requirierten «Buchikessi», installieren zu dürfen. Er machte mit Nachdruck geltend, daß die Kochkisten eine abwechslungsreiche und zweckmäßige Truppenverpflegung schon mit Rücksicht auf deren Fassungsvermögen ausschließen, ganz abgesehen davon, daß die Hauptverpflegung aus Suppe und obligatem

Spatz in den engen Stahlkisten nie jene Qualität erreiche wie in den weitbauchigen Kupferkessi.

Wachtmeister Nadigs Begehrten fiel bei unserem Kommandanten auf fruchtbaren Boden. An den folgenden Tagen setzte mächtige Bautätigkeit hinter der hohen Gartenmauer des Hotels «zur Post» ein. Korporal Maurer-Jörli und Füs. Gruber Sepp bauten solide Herde für gleich drei Kessi, die uns Präsident Steheli in verdankenswerter Weise beschaffen ließ. Die Zimmerleute erstellten ein solides Bretterdach, dazu abschließende Seitenwände, und der Küchenchef disponierte, kommandierte und strahlte wie sonst in den exquisiten Küchenräumen der Grand-Hotels auf irgend einem Kulm. Daß er sich angesichts des wendenden Werkes gegenüber seinen Bauarbeitern dankbar erwies und Znuni und Spatmarend reichlich dotierte, darf festgehalten werden. Sogar eine bescheidene Einweihung wurde mit der Betriebseröffnung verbunden. Der feinduftende Gulasch und die goldgelbe Polenta kontrastierten auffallend mit den normalerweise in den Kochkisten gebadeten Spatzen. So herrschte eitel Freude auf dem Verpflegungsplatz, und man war des Lobes voll für die altväterische Küche nach Wachtmeister Nadigs neuer Gestaltung.

«Doch erstens kommt es anders und zweitens als man denkt.» Dieser Gedankensplitter hat weiland Wilhelm Busch offenbar nicht bloß für den zivilen Bereich der menschlichen Gesellschaft erfunden! Wenige Tage nach dem Blühen und Gedeihen unserer Feldküche unterm Bretterdach nach Wachtmeister Nadigs Patent fuhr fauchend und ratternd der vorsintflutliche Fiat-Kommandowagen des Brigadegewaltigen einher. Der Herr Oberst beabsichtigte wohl, die Kompanie an der Arbeit zu sehen. Da diese aber irgendwo hoch oben abseits von Weg und Steg im Gebirge der Gefechtausbildung oblag, begnügte er sich mit der Inspektion administrativer Belange. So betrat er, verärgert darüber, die Kompanie nicht zu erwischen, den Küchenbereich, in welchem der hohe Herr durch eine schmetternde, schnarrende Meldung des Küchenchefs über-

rascht wurde. Ein Blick in die Runde genügte dem Inspizierenden, um die Ordonnanzwidrigkeit der neuen Küche festzustellen. Dann ging das Schlagwetter aus der obern Region los: «Wer hat Ihnen gestattet, eine derartige verrückte Festhütte zu errichten? Die Gebirgsbrigade steht im Feld und nicht in den Ferien! Das Zeug muß sofort verschwinden!» Der Küchenchef gab sich die denkbar größte Mühe, die Notwendigkeit und die Vorzüge seiner Kücheneinrichtung dem hohen Gast verständlich zu machen, und obwohl er immer wieder versuchte, mit lautem Absatzeklopfen nachzuholen, prallten seine stimmlichen Bemühungen an den breiten Gallons des «Königs der Bernina», wie der Alte bei der Truppe hieß, eindruckslos ab. Und schließlich fielen wie ein vernichtender Donnerkeil die Worte: «Zum Teufel mit der Zivilküchel!» Und darauf die Bestätigung der Verdammung durch den Küchenchef: «Zu Befehl, Herr Oberst, zum Teufel mit der Küche!» Es ist wohl überflüssig, zu beschreiben, welche Sinsprüche dem abfahrenden Stabswagen folgten.

Die Kupferkessi wanderten hierauf, zwar nicht in die Hölle, sondern bloß ins Materialmagazin. Die Herde wurden nicht geschleift; denn wer mit militärischen Befehlen sich abgeben muß, weiß, daß in gar manchen Fällen der Gegenbefehl nicht lange auf sich warten läßt.

Die Mittagssuppe war an den nächsten Tagen weniger augenreich, die Spatzen waren dafür zäher, und die Nudeln hatten sich zu unförmigen Klumpen vereinigt, so daß man sich fragen mußte, wie man sie durch die engen Kochkistenöffnungen zutage fördern könne.

Eine Woche später ging auf dem Kompaniebüro ein vom Brigadekommando erlassener Befehl ein. Er zeichnete sich aus durch auffallende Kürze und lautete: «Zur Schonung der Kochkisten sind in allen Einheiten, die eigene Küche führen, Kupfer- oder Gußeisenkessel zu verwenden. Die Kommandaten sind ermächtigt, hiezu geeignetes Material in ihren Ortschaften zu requirieren.» — Kommentar: Wenn zwei dasselbe tun, so ist es nicht daselbe.

Der Adlerbraten

Beim Übergang aus dem Oberhalbstein nach dem Oberavers stieß unsere Patrouillengruppe ganz unerwartet auf ein prächtiges Adlerpaar, das am Südhang des Piz Platta auf zwei vorstehenden Felszacken hockte und nach der Tiefe äugte. Die mächtigen Vögel hatten, da wir im aufgeweichten Firnschnee lautlos schritten, von uns nichts gemerkt. Im Blickfeld der Feldstecher erschienen sie uns so nahe, daß wir schier jede Feder zu unterscheiden vermochten. Wir hatten uns hinter groben Felsbrocken hingelegt und beobachteten die stattlichen Könige der Luft auf ihrem Ausguck. Ein schriller Pfiff aus der quirlenden Signalpfeife unseres Führers schreckte sie auf, daß sie mit kräftigem Abstoß vom Felsen und wenigen Flügelschlägen in die Luft stießen und dann in majestatischem Flug sich unseren Augen entzogen.

Das seltene Erlebnis erfüllte uns dermaßen, daß die militärische Aufgabe für den Augenblick ganz in den Hintergrund gedrängt wurde. Eine Stunde später meldeten wir uns befehlsgemäß beim Kommandanten eines Gebirgsinfanterie-Bataillons, das in der ganzen Talschaft verteilt war. Wir fanden, wie es bei Soldaten üblich ist, bald kameradschaftlichen Anschluß und verbrachten im neuen Kreise einige frohe, unbeschwerete Abendstunden. Ganz un-

gewollt kam dabei auch unser Adlererlebnis zur Sprache.

Unter den Anwesenden war ein junger Offizier, der durch seinen sächsischen Dialekt und die impulsive Redeweise sofort auffiel. Von einem nächstsitzenden Kameraden ins Ohr geflüstert, erfuhren wir, daß der junge Mann ein Nachkomme eines ausgewanderten Bündnergeschlechtes sei, das in einer sächsischen Stadt einen großen industriellen Betrieb inne habe. Leutnant Marugg als Auslandschweizer habe jedoch die Rekrutenschule und später auch die Offiziersschule bestanden. Obwohl er sich offensichtlich Mühe gab, den Anschluß bei seinen Kameraden und seiner Mannschaft zu finden, bereitete ihm seine eingewurzelte schwäbische Mundart gewisse Hindernisse. Trotz bündnerischer Abstammung blieben ihm unsere Lebensverhältnisse und Gewohnheiten zu seinem eigenen Leidwesen fremd. So stellte Marugg denn auch ganz unvermittelt die Frage: «Kann man die Adler auch essen?» Damit kam er in unserer Korona an die richtige Adresse. Kamerad Jecklin, ein routinierter und phantasievoller Medizinstudent, bejahte die Frage spontan und hielt einen glaubwürdigen Vortrag über die Güte und die Rarität von Adlerfleisch, womit er unserem Marugg den Mund erst recht wässrig machte. «Hör mal, Kamerad Jecklin, wenn du es fertig bringst, mir einen Adler pfannenfertig zu be-



Ein Wagen mit russischen Flüchtlingen in St. Maria zum Abtransport in die Quarantäne Samedan. Sommer 1916

schaffen, zahle ich der ganzen Gesellschaft eine dreifache Runde und dir eine Woche lang Freibier zu den Mahlzeiten.» So ein Anerbieten konnte natürlich nicht ausgeschlagen werden. Immerhin machte unser Wortführer noch einige Bedenken wegen Jagdfrevel und Polizeivorschriften geltend, versprach dann aber schließlich doch, auf die Pirsch zu gehen, wenn der Auftraggeber sich bereit erkläre, für allfällige unliebsame Konsequenzen aufzukommen. So wurde der «Lieferungsvertrag» unter Vorschußgewährung einer Runde für den laufenden Abend besiegt.

Als wir einige Tage später zur Abendverpflegung den Speiseraum betrat, war neben den üblichen langen Tischen ein kleiner mit weißem Linnen und blitzsauberem Besteck bereit mit der Aufschrift «Für den Adler-Esser reserviert».

Während wir uns mit den legendären «Spatzen» aus den Kompaniekochkisten ihrer Zähigkeit wegen abmühten und der Dinge harrten, die da kommen sollten, wurde durch die Saalmaid eine zugedeckte Schüssel aufgefahren und vor Leutnant Marugg einladend abgestellt. Alles schien auf das feinste hergerichtet zu sein. Und unser Feinschmecker machte sich mit gesundem Appetit und kindlicher Freude über die Rarität ans Werk.

So zwischenhinein wollten die andern wissen, wie der Pfeffer schmecke. «Ausgezeichnet» kam es vom Einzeltisch zurück. Etwas zähe komme ihm der Bezwinger der Lüfte allerdings vor. Es wurde Marugg bedeutet, daß es sich bei seinem Vogel wohl um einen «Altledigen» handle. Und als der «Adlerfraß» als Gegenstück zu einem «Schlangenfraß» an reichgedeckter, vornehmer Tafel sein Ende genommen hatte, wurde fein säuberlich abserviert, und vom Office herein rauschte die Tochter des Hauses gewissermaßen als Ehrendame herein, eine riesengroße ovale Silberplatte in beiden Händen tragend, alles diskret mit einer Serviette zugedeckt. Diese neue Überraschung wurde mit vollendet Grazie vor dem Adler-esser hingestellt und mit spitzen Fingern abgedeckt.

Wir alle mußten uns in die Daumen beißen,

um nicht herauszuplatzen. «Na, was soll denn das bedeuten?» ließ sich unser Schwabenkamerad erstaunt, ja fast erschrocken vernehmen.

Vor ihm lag mit ausgebreiteten Schwingen ein kohlschwarzer Vogelbalg, die ganze Silberplatte deckend. Einzig der Kopf, das untrügliche Erkennungszeichen, fehlte. Nun endlich doch Zweifel über das pechschwarze Adliergefieder hegend, bemerkte Marugg: «Schon wieder was Neues; ich glaubte immer, die Adler müßten braune oder graue Federn haben.» Kamerad Jecklin als Akademiker und von Zoologie doch etwas verstehend, wußte mit seiner wissenschaftlichen Erklärung, daß es auch weiße Adler gebe, sogenannte Albinos, daneben auch schwarze, Negros genannt, berechtigte Zweifel zu zerstreuen. Nach den letzteren werden wohl die zahlreichen im Lande herum bekannten Gasthäuser «zum schwarzen Adler» benannt. Und da Marugg den schwarzen Balg lieber nicht in die Hände nahm, kam ihm einer aus unserer Reihe zu Hilfe und hob das Federgewand sorgfältig vom glänzenden Silber weg. Dabei kam ein mehr oder weniger gekünsteltes Vogelnest zum Vorschein, das drei gleichmäßig getupfte Eier enthielt. Marugg traute seinen Augen kaum, und Kamerad Jecklin mußte erklärend nachhelfen: «Siehst du, dein Adler hätte bald Junge bekommen. Diese Eier hatte er im Bauch, und da in der Mitte ist ein ganz apteres Exemplar.»

Marugg sah dieses in den Fingern drehend an. Dann schien ihm die Sprache zu versagen, und stotternd las er die mit Aetzinte angebrachte Aufschrift: «Fröhliche Ostern!»

Das war nun aber auch für einen gutgläubigen Feinschmecker zu viel, und zum Rabenschützen gewendet brach er los und schmiß ihm die verräterischen Eier vor die Füße. Doch fand er bald den Rank und fing sich in seinem gerechten Zorn glänzend auf. Und als er hörte, wie das verhaltene Lachen nun wie ein Wildbach ausbrach und den Raum erfüllte, lachte er mit und prallte heraus: «Ihr verdammt Spitzbuben, das habt ihr glänzend gemacht, und der gutgläubige Schwabe ist euch gründlich in die Falle geraten. Die von euch bereits vorbezogene Runde wird ersetzt; denn wer

Bat. Stab und Kp. Kdt. Geb. Inf. Bat. 92
Sommer 1917 in Hinterrhein

Von links nach rechts: Oblt. Bühler Leo,
San. Hptm. Balli, Hptm. Laeri Max,
Hptm. Branger Erh., Lt. Adank Martin,
Major Gelzer, Hptm. Bühler Lieni.
Hinten: Lt. Calonder Hs., Oblt. Schmid
Albert, Hptm. Meng J. Ulr.



Vögel frißt, Spatzen oder Raben, muß auch zu saufen haben.»

Wir nahmen unsren «Schwaben» in die Mitte und feierten ihn als lieben Eidgenossen und Landsmann.

Rindsgulasch und Kalbsragout

Auf einem Gebirgsmarsch, an dem auch der Gefechtssauumtrain eingesetzt wurde, stürzte an einer weglosen Stelle zufolge Rasenbruches ein junges, unruhiges Pferd, brach dabei das Rückgrat und mußte in der Folge notgeschlachtet werden.

Der zugezogene Veterinär ordnete an, daß das Tier zu Tal geschafft und mit Haut und Haar in die Verwertungsanstalt nach Zofingen spedit werde. Es interessierte mich, was dabei für den Bund noch herauschauen werde, worauf mir der Mann vom Fach eröffnete, daß der Wert der Haut vielleicht 45 bis 50 Franken ausmachen dürfte. Der Wert aus Fleisch und Knochen dürfte durch Transport und Spesen «aufgefressen» werden. Ich wollte auch wissen, ob das Fleisch bankfähig wäre für Truppenverpflegung. Der Veterinär erklärte, ohne weiteres den Stempel geben zu können, da das Tier fachmännisch geschlachtet wurde und erst 6 Jahre alt war.

Es war im Sommer 1917, da unsere Verpflegung zufolge mangelndem geeignetem Schlachtvieh, dazu wegen gekürzten Gemüseportionen und sehr mangelhaftem Brot allgemein zu wünschen übrig ließ.

Ich bestellte Fourier und Küchenchef (dieser Inhaber einer Großmetzgerei und ausgezeichneter Koch) zum Rapport, um mit diesen beiden Funktionären den «Pferdefall» zu besprechen. Der Rechnungsführer war sofort dafür, das tote Pferd zu kaufen; denn für 45 Franken könnte man nicht einmal eine Zwischenverpflegung in Form des üblichen Landjägers beschaffen. Der Küchenchef war auch sofort dabei. «Drei bis vier Tage ins eiskalte Wasser des Hinterrheins mit dem Roß, und dann gibt es ausgezeichneten «Rindsgulasch» oder «Kalbsragout», und das «fressen's gera!» Das Fleischgewicht und der billige Preis gestatteten auch, die üblichen Rationen um die Hälfte zu erhöhen.

Der Handel wurde gemacht, und das Hühnchen wurde nicht nach Zofingen spedit. Am folgenden Sonntag wurde in der Küche eine solenne Mittagsverpflegung zubereitet. Wir verpflegten im «Bodenhaus», dem mächtigen Palazzo am Dorfplatz von Splügen. Gerstensuppe, «Rindsgulasch» und goldgelbe Polenta wurden in reichlicher Form geschöpft.

Während des Essens traten zwei sonnenverbrannte Touristen, mit Gebirgsausrustung reichlich versehen, in die Gaststätte. Wir hatten ihnen einige Tage zuvor Paßkarten für Touren im Surettagebirge ausgestellt. Nun waren sie offenbar regelrecht ausgehungert, weshalb sie bei der Serviertertochter ein kräftiges Essen bestellten. Diese geriet in sichtbare Verlegenheit, sagte nicht ja und sagte nicht nein,

sondern verschwand im benachbarten Office. Statt ihrer trat nun unsere Ordinanz herein und bat mich diskret, in den Nebenraum zu gehen. Dort stand die Wirtin, die Hände ringend und jammernd: «Die Herren möchten ein kräftiges Essen, und was soll ihnen auf tischen, da unsere Vorräte aufgebraucht sind und weit und breit keine Metzgerei erreichbar ist? Würden Sie uns vielleicht mit Ihrer Truppenverpflegung aushelfen?»

«Selbstverständlich kann das geschehen, unsere Fleischtöpfe sind augenblicklich gefüllt», gab ich zurück.

Und nun ging es gar nicht mehr lange, so wurde den beiden Gästen fein säuberlich serviert. Genau die gleiche Gerstensuppe, das gleiche duftende «Rindsgulasch» und die gleiche goldene Polenta aufgetragen, nur mit dem Unterschied, daß dort feinstes Hotelbe steck und blitzblanker Teller verwendet wurden, während an unserem Tisch rußige Aluminiumbecken im Umlauf waren.

Die beiden Touristen ließen sich, nachdem die Wirtin sie über ihre Verlegenheit in aller Offenheit aufgeklärt hatte, die frugale Soldatenkost munden. Und als sie damit fertig wurden, trat der eine der beiden an unseren Tisch heran, um sich bei uns zu bedanken und uns zugleich zu einem «Schwarzen» einzuladen. Im Laufe des sich entwickelnden Gespräches stellte der eine die etwas diskrete Frage, wieso wir bei der Truppe so ausgezeichnet mit dem besten Kalbfleisch verpflegt würden, während doch die Zivilbevölkerung schon seit Monaten mit großen Einschränkungen und mit sehr zweifelhafter Qualität sich abfinden müsse. Wir wollten natürlich unser Pferdegeheimnis nicht sofort preisgeben und sannen nach stichhaltigen Gründen. Unser Jüngster in der Tafelrunde, der es selten fertig brachte, seine Alotta und übeln Späße nicht anzuwenden, schien plötzlich vom Veitstanz befallen zu sein; denn er stampfte mit den Füßen, scharrete den Boden und fing an zu wiehern wie ein junges Roß, daß unsere Gäste, nicht verstehend, sich nach dem Ruhestörer umschauten. Doch der Ruhm über das ausgezeichnete Kalbfleisch wollte kein Ende nehmen, weshalb wir uns

veranlaßt sahen, die Herren über den Irrtum aufzuklären. Und als wir vom gegessenen Pferdefleisch anfingen, zog der eine der beiden das Nastuch aus der Tasche und wendete sich zur Seite, aber ohne daß etwas geschah. Der andere aber erfaßte den Augenblick und lachte aus vollem Halse. Beide erklärten dann, sie hätten noch nie Pferdefleisch gegessen bis zur heutigen Stunde, daß sie aber durch das Exempel vom Vorurteil geheilt worden seien, und sie möchten es nicht unterlassen, unserer Küche und den dienstbaren Geistern darin recht herzlich zu gratulieren und nebenbei auch deren Tarnungsmanöver bewundern.

Forellen blau

Anlässlich eines Bataillonsrapportes, es war im August 1917 zu Andeer, machte unser Kommandant darauf aufmerksam, daß nach eingegangener Meldung des örtlichen Fischereiaufsehers in verschiedenen Gewässern des Hinterrheins durch Truppenangehörige unerlaubterweise gefischt wurde. Einzelheiten wurden nicht bekanntgegeben. Doch erhielten die Einheitskommandanten die Weisung, in ihrem Kommandoebereich das Unstatthafte abzustellen.

Ich konnte mir leicht vergegenwärtigen, daß es auch unter meinen Leuten Petri-Jünger geben könnte, die zur Abwechslung eine am Spieß gebratene Forelle den mageren Spatzen vorzogen. Dabei dachte ich vor allem an unseren Füsiler Moser Fränzli, vom Heidsee stammend, der gerne dabei war, wo es etwas zu fischen gab. Im übrigen war der Fränzel, wie er im Kompaniebereich allgemein aus gewissem Wohlwollen heraus gerufen wurde, kein schwarzes Schaf. Er war willig und einsatzbereit, besonders dann, wenn ihm eine Spezialaufgabe übertragen wurde, die ihn von Einzelausbildung und Gruppenschule befreite. Diese Disziplinen waren dem von angeborenem Freiheits- und Wanderdrang erfüllten Sohn der Berge ausgesprochen zuwider. Trotzdem hatte er bei seinem Zugführer einen Stein im Brett, und es lag deshalb durchaus im Bereiche der Möglichkeit, daß Fränzel von seinem Leut-

nant einen Tip in Sachen Fischereisünden und «Feldgendarmerie», wie die Heerespolizei damals noch geheißen wurde, mit auf den Weg bekam.

Und eines Tages fuhr denn auch tatsächlich als Begleitperson auf dem Kompaniefurgon ein Heerespolizist in der Garnison Innerferrera vor und wollte auf der Wache allerlei Informationen über gemachte Wahrnehmungen sich beschaffen. Fränzel stand ausgerechnet Wache vor dem Wachtlokal und der vermeintlichen Informationsquelle, die übrigens recht dürftig floß. Als dann der Hüter der Ordnung unverrichteter Sache sich davonmachte, um auf eigene Rechnung nach Fischereisündern Ausschau zu halten, schmetterte Fränzel in die Wachtstube hinein: «Korporal heraus!», so laut und eindringlich, daß der Wachtkommandant sich in größter Eile nach der mutmaßlichen Störung umsah. Fränzel bat nun seinen Korpis, ihn sofort abzulösen, er habe Dringendes zu verrichten. «Nun, so was kann ja vorkommen», dachte der Gerufene, und so verschwand Moserli im Laufschritt in der engen Dorfgasse. Dann schlüpfte er unter die Bodenbretter eines verlassenen Heustalles und zog seine vorbereitete Fischrute hervor, eilte dann auf dem kürzesten Weg an den brausenden Rhein hinunter. Hart am Ufer setzte er sich auf einen großen Stein, der über das Wasser hinausragte, stellte die Rute und ließ die Schnur in die Fluten gleiten. Von Zeit zu Zeit schielte Fränzel nach der Straßenbrücke hinauf, auf welcher er den Heerespolizisten erwartete. Und es kam, wie der Schläuling vorausgesehen hatte. Der Heerespolizist, über die Rheinbrücke schreitend, gewahrte denn auch sofort den vermeintlichen Petrusjünger am Bache unten. Er stieg möglichst gedeckt und geräuschlos das steile Rheinbord hinunter, um den Missetäter in flagranti zu fassen. Dieser aber schaute mit Beharrlichkeit in das brodelnde Wasser, als ob ein Fünfpfunder um den Köder kreiste.

«So, nun habe ich den Frevler; diesmal kommst du mir nicht aus!» fuhr der Polizeimann den sitzenden Fränzli an. Dieser ließ sich aber nicht aus der Ruhe bringen und rief

über die Achsel zurück: «Was wend Si eigentli vu mier, lönd Si mi in Ruh, Si störet mi, i ha kei Zit für Sie.»

Der Heerespolizist schien zu explodieren und brauste den Sitzenden an: «Ufstoh, amelda, bist eigetli veruckt? Da erwütschet'i am Fischa ohni Patent, und dä frögst noch so sau-blöd, was i well!» Nun schien Fränzel dem Aufgebrachten doch eine Erklärung schuldig zu sein und bemerkte in aller erkünstelten Ruhe: «I tua ja gar nid fischa, i tua ja bloß Würm bada.» Dabei hob er die improvisierte Rute vom Wasser weg, zog die Ladenschnur heran, an der ein fetter Regenwurm baumelte, und sagte kaltblütig: «Do kast ja luoga, ob's nid wahr ischt, oder hani öppa gloga?»

Der Heerespolizist hätte am liebsten den Sohn der Lenzerheide am Kragen gepackt, aber dazu fehlten ihm die rechtliche Grundlage und Amtsgewalt. Mit einem wütenden Blick entfernte sich der Gefoppte und kletterte mühsam den steilen Rain hinauf, um hernach talauswärts zu verschwinden.

Das Moserstückli verbreitete sich natürlich rasch über Inner- und Außerferrera. Und als Belohnung für Mosers Spaß legten seine Zugskameraden die nötigen Batzen zusammen, daß dieser das Fischereipatent lösen konnte.

Moser Fränzli ließ sich aber auch nicht lumpen. In wenigen Tagen hatte er soviele erlaubte Fische dem Averserrhein entnommen und dem behelfsmäßig eingerichteten Fischkasten einverleibt, daß es für den ganzen Zug zu einem Schmaus Forellen blau langte. Und wenn dazu auch die übliche Mayonnaise fehlte, so wußte Fränzel als geübter Selbstversorger sich zu helfen. Mit einigen Kameraden machte er sich eines Abends ins Gehölz, wo sie Eierschwämme, Geißbart und Steinpilz in reicher Fülle fanden. Der zu Forellen blau besonders geschätzte Fendant oder Neuenburger wurde aus dem zugsweise beschafften Thurgauer Apfelsaftfaß ersetzt. Daß bei der festlichen Veranstaltung am Abend vor der Ablösung dem Moser Fränzli der Ehrenplatz neben seinem Leutnant eingeräumt wurde, darf als dankbare Anerkennung der Kameraden abschließend erwähnt werden.